

Unbekannte Freundinnen grosser Männer

Autor(en): **Stranik, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 24

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unbekannte Freundinnen großer Männer

Liebesepisodes, die sie der Öffentlichkeit verschwiegen

Von Dr. ERWIN STRANIK

(Nachdruck verboten)

Während man immer wieder von gewissen großen Liebesbeziehungen geistiger Heroen der Vergangenheit erzählt und nicht müde wird, diese bis in ihre psychologisch intimsten Details auszudeuten (die Kette beginnt meistens bei der Aspasia des Perikles und schließt mit Goethes erotischen Konflikten), unterläßt man es für gewöhnlich, jene Frage aufzuwerfen, ob es nicht mancherlei geheime Fäden zwischen den Größen und einzelnen Frauen gab, die diese vor aller Welt verbargen, oder, wenn schon jemand «irgend etwas ahnte», durch geschicktes Manövrieren aus der Sphäre der Bedeutsamkeit ins völlig Nebensächliche abzulenken suchten.

Aus dem Leben H. C. Andersens, des unvergeßlichen Märchendichters Skandinaviens zum Beispiel, kennt man zwei Liebesepisodes ziemlich genau. Man weiß, daß er Luise Collin, die Tochter eines reichen Finanziers, die mit ihm im gleichen Alter stand, durch mehrere Jahre heftig verehrte und ihr auch eine Reihe von Gedichten widmete; Luise wich jedoch einer Liebeserklärung des Dichters stets geschickt aus und heiratete später einen Juristen. Als reifer Mann suchte sich Andersen dann der berühmten Jenny Lind, der «schwedischen Nachtigall», zu nähern, stieß aber auch hier auf keine Gegenliebe. Interessanterweise fanden sich jedoch bei seinem Tod weder von Luise noch von Jenny irgendwelche Andenken vor, sondern der Dichter trug in seiner Brieftasche ein paar bereits vergilbte kleine Zettel einer gewissen Riborg Voigt, die er als ganz junger Bursch stürmisch verehrte, leider mit demselben Mißgeschick wie später alle anderen Frauen. Nicht daß die aus dem dänischen Hafensstädtchen Faaborg stammende junge Brünette Andersen völlig gleichgültig gegenübergestanden wäre. Gelegentlich schrieb sie sogar: «Wie kann der gute Andersen glauben, daß er mir gänzlich gleichgültig ist? Einmal meinte er, ich hielt mehr von ihm als ich eigentlich wüßte, doch ich kann ihm hier nicht die Alleinschuld geben. Es kam oben so, wie ich Dir schon einmal gesagt habe; ich lasse mich leicht hinreißen zum Ungewöhnlichen; er ist Dichter und umschmeichelte mich am meisten; konnte das ohne Eindruck auf ein eitles Mädchen bleiben?» Und ihr letztes Wort an den Dichter lautete: «Leb wohl, leb wohl! Wenn nur bald Christian (ihr Bruder) mir erzählen kann, daß Sie ruhig und vergnügt sind wie zuvor. Mit innerlicher Freundschaft. Riborg.» Dann heiratete sie einen Forstbeamten.

Ähnliche Gefühle wie Andersen mögen auch Tolstoi bewegt haben, als er nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges von Sebastopol nach Moskau kam und dort die Familie Arsenjew kennen lernte, in deren Kreis es drei Nichten — Valerie, Olga und Eugenie — gab. Da die Arsenjews für gewöhnlich in der Nähe des Tolstoi'schen Gutes Jasnaja Poljana lebten, entspann sich bald ein herzlicher Verkehr, der in dem jungen Dichter-Offizier ein intensives Gefühl für Valerie hervorrief. In sein Tagebuch vermerkte er: «Valerie... scheint ein wenig frivol zu sein, aber nicht ohne Leidenschaft. Ich sprach zwar wenig mit ihr, doch übte sie auf mich einen gewissen Eindruck aus.» Und wenige

Tage später: «Liebe ich sie? Kann sie lange einen Mann lieben? Das sind Fragen, die ich noch nicht beantworten kann!» Tolstois Zweifel, ob er das Mädchen liebe oder nicht, lassen nicht nach. Findet er sie in schlechter Laune, betrübt es auch ihn, — ist sie heiter, kränkt er sie gerne, um sie in deprimierter Stimmung zu sehen und dann trösten zu können. Auch seine Gedanken über die Ehe gewinnen konkretere Formen und Tolstoi beginnt ganz ernsthaft, Valerie auf ihre Ehefähigkeit hin zu prüfen. Als die Arsenjews sich zur Krönung Alexander II. nach Moskau begeben, fühlt er sich vereinsamt und erwartet sehnsüchtig Nachricht von der Verehrten. Da sie wirklich endlich schreibt, ist der Brief nicht an ihn, sondern an seine Tante gerichtet und äußerst oberflächlich gehalten. Das betrübt ihn tief und ruft neue Seelenkonflikte hervor. Völlig enttäuscht wird er jedoch nach Valeries Rückkehr. Denn als er in einem Gespräch zufällig den französischen Musiklehrer Mortier, den Valerie in Moskau kennenlernte, erwähnt, spürt er eine geheime Reue in Valeries Wesen. Anfänglich will er sie nicht ernst nehmen, erfährt aber bald darauf, daß die beiden einander wirklich sehr lieben. Da verläßt er tiefbekümmert Moskau, reist nach Petersburg und schreibt ihr einen vorwurfsvollen Brief. Er nennt sie darin eine kühle, flatterhafte Natur, die den Anforderungen an eine Gattin, wie er sie sich vorstelle, nicht entspreche. Valerie scheint darüber nicht sonderlich gekränkt, sie schließt sich nun ganz an Mortier. Tolstoi aber leidet an seiner unglücklichen Verliebtheit noch etwa ein Jahr lang.

Zwischen der ersten und zweiten legitimen Ehe Dostojewskis liegt ebenfalls ein Liebesverhältnis, das den Dichter zeit seines Lebens beschäftigte und dessen bittere Stunden, die zwischen innigster Freundschaft und glühendstem Haß hin- und her schwankten, er später in seiner Novelle «Die Spieler» wiederzugeben suchte. — Den Sommer 1863 verbrachte Dostojewski mit einer gewissen Polina Prokofjewa Susslowa zu Paris. Polina ist eine hübsche, temperamentvolle Russin, der an Dostojewski zweifellos vor allem seine Persönlichkeit gefiel, deren körperliche Sehnsüchte aber nach einer ungestümmeren Erfassung der Welt verlangten, als sie ihr durch die Bekanntschaft mit dem einen Manne geboten werden konnte. «Das Leben.» vermerkt sie gelegentlich in ihrem Tagebuch, «welches ich jetzt führe, befriedigt mich nicht. Man muß voller und breiter leben. Was will ich? Ich habe so viele Wünsche, das ich sie gar nicht zusammenfassen kann!» Da kreuzt ein junger spanischer Arzt namens Salvador ihren Weg. Die beiden entflammen für einander, doch Salvador vermag für längere Zeit Polinas Schwärmerien nicht zu ertragen. Kurzerhand brennt er aus Paris durch und läßt Polina in voller Verzweiflung zurück. Zur selben Zeit kommt auch Dostojewski, der seine Gefährtin an den Spanier rettungslos verloren glaubt, wieder in die Seinestadt. Nur noch einmal will er Polina sehen. Er geht zu ihr, fällt wortlos zu ihren Füßen, lehnt seinen Kopf an ihre Knie, beginnt zu weinen und ruft nach einer langen Pause: «Polina! Ich

habe dich verloren, für immer verloren. Ich weiß es. Sage mir, was dieser Salvador für ein Mensch ist. Möglich, daß er ein schöner Mann oder ein guter Plauderer ist, sicherlich aber besitzt er kein so warmes Herz für dich wie ich! Mein Herz schlägt nur für dich!» Nach diesem neuerlichen Liebesbekenntnis Dostojewskis gestand Polina ihr Unglück mit dem Spanier und die beiden beschließen nun in geschwisterlicher Eintracht, nach Italien zu reisen. Doch bald wird der Dichter stürmischer, verlangt ganzen Besitz, und Polina, die nicht schenken will, was sie nur aus innerstem Drange zu geben vermag, verläßt ihn abermals. Die Liebe der beiden für einander schlägt nun in Haß um, aber wieder eine Zeit später sendet Dostojewski den letzten, versöhnenden Brief an diese rätselhafte Frau, die als 37jährige einen 17jährigen Jüngling heiratet und ihr ganzes ferneres Leben glücklich verbrachte. «Polina,» heißt es in diesem Abschiedsschreiben, «ich achte Dich, ich habe Dich immer geachtet, wenn Du auch gewisse Forderungen an mich gestellt hast. Ich weiß, daß Dein Herz nicht mit dem Leben, das Du führst, zufrieden sein kann, daß Du die Menschen entweder als Optimisten oder als Schurken betrachtest, aber, ich gebe Dir die Versicherung, daß ich stets Dein „ewiger Freund“ bleiben werde.»

Und schließlich noch eine geheimnisvolle Liebesgeschichte, die wohl niemals ihre restlose Aufklärung finden wird. Das sind jene zarten Beziehungen, die Lord Byron mit seiner Stiefschwester Auguste verbanden, ein Bund, aus dem im Jahre 1814 eine Tochter entsprossen sein will. Feststeht jedenfalls, daß Byron 1816 knapp nach der Geburt seines Sohnes seine rechtmäßige Gattin Anna Isabella verließ und auf offen vorgebrachte Anwürfe, daß er mit seiner Schwester blutschänderischen Verkehr pflege, die dunkle Antwort gab: «Wenn diese Beschuldigungen auf Wahrheit beruhen würden, wäre ich meines Vaterlandes nicht mehr würdig, wenn sie aber unbegründet gegen mich erhoben sind, wäre das Vaterland meiner unwürdig.» Und als Byron am 18. April 1824 in Missolonghi infolge typhösen Fiebers im Sterben lag, sagte er zu seinem Diener: «Meine Frau... mein Kind... meine Schwester... Sie müssen alles sagen... Sie kennen meinen letzten Willen.» Aus diesen Äußerungen und der Tatsache, daß Byron auch in einem früheren Testamente seine Schwester und deren Tochter Medora mit einem ansehnlichen Teil seines Vermögens bedacht hatte, wurde nun die Gewißheit der Vaterschaft Byrons abgeleitet. Medora selber führte später ein überaus abenteuerliches Leben, kam in Konflikte mit der Witwe Byrons und stützte ihre Ansprüche auf Scheinpapiere, die in einer Stahlkassette von ihrer Mutter her noch verwahrt wurden. Als man diese am 19. Mai 1863 öffnete, fanden sich darin Liebesbriefe von Byrons Hand, an seine Stiefschwester gerichtet. Damit rückte der «Fall Byron» in eine neue Beleuchtung und zeigte weitere Abgründe in der Seele dieses Menschen auf, die ohnedies während ihres kurzen Lebens bereits den stärksten Spannungen ausgesetzt war.